

(Nachdruck verboten.)

71

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Das Unglück verfolgte Batiste. Niemand sorgte so für die Tiere und paßte so fleißig auf sie auf. Obwohl totmüde, wagte er nie, wie die Kameraden, auf dem Wagen zu schlafen und das Gespann sich selbst zu überlassen. Er hielt stets die Augen offen, ging immer neben dem Leitpferd, vermied sorgfältig die Furchen und schlechten Stellen. Und doch war es immer sein Wagen, der umfiel; wenn infolge der Regengüsse ein Tier krank wurde, dann war es sicherlich das Pferd von Batiste, obwohl er schon bei den ersten Tropfen den Rücken seiner Tiere durch Decken aus Padleinen zu schützen suchte.

In mehreren Jahren anstrengender Irrfahrten über die Straßen der Provinz hatte er nur Verluste, und seine Lage wurde immer schlimmer und schlimmer. Dabei aß er schlecht, schlief unter freiem Himmel und litt Höllenschmerzen bei dem Gedanken, daß er monatelang fern von seiner Familie verleben mußte, die er mit der tiefsten Zärtlichkeit eines rauhen und schweigsamen Mannes förmlich vergötterte. Seine Pferde gingen ein, und er mußte Schulden machen, um sich andere zu kaufen; der Verdienst, den ihm der ständige Transport der Wein- und Essigschläuche einbrachte, verschwand in den Händen der Pferdehändler und Stellmacher, so daß er schließlich auf das Handwerk verzichtete, denn er sah seinen baldigen Ruin voraus.

Nun nahm er Acker in der Umgegend von Sagunto in Pacht, harte, rote, ewig durstige Acker, auf denen hundertjährige Johannsbrotbäume ihr hohen Stämme und Olivenbäume ihre runden, staubigen Köpfe erhoben. Er lieferte der Dürre förmliche Schlachten, stets blickte er sehnsuchtsvoll gen Himmel, und ein hoffnungsreiches Zittern bewegte jedesmal seinen Körper, wenn eine kleine schwarze Wolke am Horizont auftauchte. Doch es regnete nicht. Die Ernten waren vier Jahre hintereinander schlecht, und Batiste wußte schon nicht mehr, was er anfangen sollte, als er auf einer Reise nach Valencia zufällig die Söhne des Don Salvador kennen lernte, die ihm dies wunderbare Land ohne jeden Pachtzins bis zu dem Tage überließen, wo der Grund und Boden wieder regelrecht bebaut war. Allerdings hatte er von den Ereignissen, die sich auf diesem Terrain abgespielt und von den Gründen, die die Besitzer nötigten, so schöne Acker brach liegen zu lassen, so manches gehört. Aber das war so lange her! Diese Felder gefielen ihm, und er ließ sich darauf nieder. Hatte er sich um die alten Geschichten des Vaters Barret und des Don Salvador zu kümmern?

Batiste verachtete und vergaß alles, als er seine Felder betrachtete, und er empfand ein süßes Entzücken, wenn er sich als Pächter in dieser fruchtbaren Huerta sah, auf die er so oft mit neidischen Blicken geschaut, wenn er über die Landstraße von Valencia nach Sagunto zog. Das waren wirkliche Felder, ewig grüne Felder mit unerlöschlichem Schoß, die Ernte auf Ernte hervorbrachten; sie verfügten über ein rotes Wasser, daß in jeder Stunde wie belebendes Blut durch zahllose Rinnen lief; eine ganze Familie konnte sich von den Feldern ernähren, die in ihrer Kleinheit wie grüne Taschentücher aussahen. Ach, wie glücklich schätzte er sich, daß er endlich den Grund und Boden von Sagunto los geworden war, an den er sich wie an eine Hölle von trockener Hitze und verzehrendem Durst erinnerte! Ja, jetzt war er auf dem richtigen Wege. An die Arbeit! Die Felder waren allerdings verdorben, das war richtig, man mußte sich fürchterlich schämen, auch das stimmte, doch wenn man Mut hat! Und der kräftige Bursche mit dem muskulösen Körper, den Riesenschultern, dem runden, geschorenen Kopf und dem gutmütigen Gesicht auf dem dicken Mönchshalse, reckte sich und streckte seine starken Arme, die gewöhnt waren, Mehlsäcke und schwere Schläuche wegzuschleppen.

Er war mit der Arbeit auf seinen Feldern so beschäftigt, daß er auf die Neugier der Nachbarn kaum achtete. Diese steckten ihre unruhigen Köpfe durch das Röhricht oder

beobachteten ihn verstohlen, von den Böschungen der Bäche, platt auf dem Bauche liegend; — alle spionierten, Männer, Kinder, ja sogar einige Frauen aus den Häusern rings umher. Doch er achtete nicht darauf. Das war die Neugier, das feindliche Mißtrauen, daß die Fremden stets einschlöfen. Er kannte das wohl, schließlich gewöhnte man sich schon an ihn. Und dann, wer weiß, vielleicht interessierte es sie, dieses ganze Glend verschwinden zu sehen, das zehn Jahre der Verlassenheit auf den Feldern des Vaters Barret hervorgerufen hatten.

Am Tage nach seiner Ankunft hatte er mit Hilfe seiner Frau und seiner Kinder das ganze Unkraut ausgebrannt. Die Sträucher wanden sich unter den Flammen und saukten, zu Asche verkohlt, zusammen, während die häßlichen Tiere, förmlich geröstet, unter der Blut entflohen, und das Haus in den aus der fröhlichen Illumination sich erhebenden Rauchwolken verschwand, die in der ganzen Huerta einen dumpfen Zorn entzesselten. Als die Acker einmal gesäubert waren, machte sich Batiste, ohne weitere Zeit zu verlieren, an das Umgraben. Der Boden war hart geworden, doch als erfahrener Landmann beschloß er, ihn nur nach und nach in Schlägen zu bebauen; er zog ein Biered um die Hüfte und begann die Erde mit Hilfe seiner ganzen Familie umzugraben.

Was das Arbeiten anbetraf, so glückte diese Familie einer wahren Eichlagenschar; sie konnte sich nicht ruhig verhalten, so lange der Vater tätig war. Tereja, die Frau, und Roseta, die älteste Tochter, schafften mit hochgeschürzten Röcken; sie hielten nur inne, um die Haarsträhnen zurückzuwerfen, die ihnen auf die geröteten, schweißgebadeten Stirnen fielen. Batistet, der älteste Sohn, machte, einen Kasten auf der Schulter, beständige Reisen nach Valencia und brachte Dung und Wirtschaftsabfälle mit, die er wie Ruhmesfäulen in zwei Häufen am Eingange des Hauses ablagerte; die drei Kleinen folgten ernst und arbeitsam, als hätten sie die Lage der Familie begriffen, auf allen Bieren den Arbeitern, um die allzu harten Wurzeln der verbrannten Sträucher aus den Erdklumpen auszureißen.

Diese Vorbereitungsarbeit dauerte über eine Woche, in der sie von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit schwitzen und ächzten. Als die Hälfte des Bodens umgewühlt war, strich Batiste ihn glatt und bearbeitete ihn mit Hilfe seines kräftigen Pferdes. Der Augenblick war da, die Bepflanzung vorzunehmen, es war bereits St. Martinstag, die Zeit der Saat. Der Landmann schied das zugerichtete Terrain in drei Teile, den größeren für das Getreide, einen kleineren für Bohnen und einen dritten für das Pferdefutter; denn man durfte auch den Morrut nicht vergessen, den alten teuren Gaul, der zur Familie zu gehören schien. Und endlich machten sie sich mit der Fröhlichkeit von Leuten, die nach einer schweren Seefahrt den Hafen entdeckten, an die Einsaat. Damit war die Zukunft gesichert. Die Acker der Huerta trogen nie, aus diesem Boden sollte das Brot für das ganze Jahr hervorgehen.

Am Abend des Tages, wo die Saat beendet war, sahen sie auf dem Wege, der sich an ihrem Gehößt hinzog, eine kleine Schafherde mit schmutzigen Fellen, die fürchtam an der Grenze des Feldes stehen blieb. Hinter ihnen schritt ein Greis mit pergamentartigem, sonnenverbranntem Gesicht, in tiefen Höhlen liegenden Augen und einem großen, förmlich gepalteten Munde, den die Nuzeln wie eine Gloriole umgaben. Er ging langsam mit festem Schritte, streckte aber seinen Hirtenstab vor sich aus, als wenn er das Terrain sondieren wollte.

Die ganze Familie betrachtete ihn aufmerksam; seit den zwei Wochen, die sie da waren, war er der Einzige, der es gewagt hatte, sich ihren Feldern zu nähern.

Als der Alte das Zögern seiner Schafe bemerkte, rief er ihnen zu, sie sollten weiter gehen. Nun trat Batiste dem Alten entgegen. Man könnte nicht mehr hier herüber, die Acker wären jetzt angepflanzt. Wußte er denn das nicht?

Vater Lomba hatte wohl etwas davon gehört; doch in den beiden vorhergehenden Wochen hatte er seine Herde nach der Sumpfggend von Caraxet geführt, ohne sich um diese Felder zu kümmern.

Es war also wahr, sie waren jetzt bebaut?

Und der alte Schäfer streckte den Kopf vor und bemühte sich vergeblich, mit seinen fast toten Pupillen den kühnen Mann zu schauen, der das zu tun wagte, was die ganze Huerta für unmöglich hielt.

Er schwieg einen Augenblick und begann dann in bekümmertem Tone zu murmeln: Das wäre ein großes Unrecht; auch er wäre in seiner Jugend fest gewesen und hätte gern allen zuwider gehandelt, doch wenn die Feinde in der Uebersahl sind . . . das war ein großes Unrecht, der neue Pächter hatte sich selbst in eine schlimme Lage gebracht. Seit der Geschichte mit dem Vater Barret waren diese Acker verflucht. Der andere konnte es ihm glauben, denn er war alt und erfahren; sie würden ihm Unglück bringen.

Und der Schäfer rief seine Herde zurück und trieb sie wieder auf den Weg. Doch bevor er sich entfernte, warf er seinen Mantel zurück, erhob seine langen, mageren Arme und rief im Tone eines Zauberers, der die Zukunft prophezeit, dem Fremdling zu:

„Glaube mir, mein Sohn, sie werden Dir Unglück bringen!“

Batiste und seine Familie arbeiteten trotzdem mutvoll und sachgemäß weiter. Bis dahin hatten sie all ihr Bemühen auf die Erde verwendet, weil das die dringendste Arbeit war, und die Erde tat gewiß ihre Pflicht. Doch nun war auch der Augenblick gekommen, um an das Haus zu denken.

Sie hatten sich zuerst in der alten Baracke niedergelassen, wie Schiffbrüchige, die sich schlecht und recht auf einem leeren Schiffe einrichten; sie hatten hier ein Loch zugestopft, dort ausgebessert und wahre Wunder zu stande gebracht, damit das Strohdach noch hielt. Sie hatten ihre armseligen Möbel, nachdem sie sie ordentlich abgerieben und abgestaubt, in all den Zimmern aufgestellt, die vorher ein Nest für Mäuse und Ungeziefer gewesen waren. Doch das war nur ein vorläufiger Nothelf, und Batiste dachte endlich an die endgültige Einrichtung. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft verließ er sein Haus, zog nach Valencia und belud seinen Karren mit allen Abfällen, die er benutzen zu können glaubte. Während die Misthaufen einer Stadt findet. Die Strohhülle wurde zuerst ausgebessert; die Balken des Daches, die der Regen angegriffen, wurden repariert oder ersetzt; ein Mantel von neuem Stroh schützte die beiden Giebel, die kleinen Kreuze an den äußersten Enden mußten ändern den Platz räumen, die Batistes Messer sorgsam schnitzte, und in der ganzen Nachbarschaft gab es kein Dach, das sich sauberer und anmutiger präsentierte.

Dann begannen die Ausbesserungen des unteren Teiles. Mit welcher Gewandtheit man die Abfälle von Valencia ausgenutzt! Die Risse verschwanden; und als die Mauern ausgebessert waren, strichen die Frau und die Tochter sie weiß an, daß es nur so blinkte. Die neu blaumalzte Tür schien gleichsam die Mutter all dieser Fensterläden zu sein, die in den Einbuchtungen der Mauerwände ihre viereckigen Gesichter von derselben Farbe zeigten. Unter dem Spalier pflasterte Batiste mit roten Ziegeln einen kleinen Platz, wo die Frauen in den Nachmittagsstunden näher konnten. Der Brunnen wurde, nachdem man eine Woche lang mühsam hinuntergestiegen und allen Unrat herausgeholt, von den Steinen und dem Schmutz gesäubert, mit dem die Gassenjungen der Huerta ihn seit zehn Jahren angefüllt; und von neuem stieg sein frisches, klares Wasser in den Eimer bis zu dem moosbewachsenen Brunnengeländer, von dem fröhlichen Knarren der Kette begleitet, die sich über die Nachbarschaft lustig zu machen schien.

Der Hühnerhof, früher von einer Gürde verfallenen Röhrichs umgeben, hatte jetzt eine Umfriedigung von Stäben und weißangestrichenem Lehm, und auf dieser Umfriedigung pickten die gelben Hennen, während der Hahn seinen roten Kamm sträubte. Auf dem kleinen Platze vor dem Hause sah man Beete von Taglilien und daneben auch Schlingpflanzen, eine Reihe blauangestrichener zerbrochener Töpfe vertrat auf der kleinen, roten Ziegelwand die Stelle von Vasen, und durch die halbgeöffnete Tür — „o dieser eitle Kerl!“ — sah man den neuen Ausguss mit seiner Garnitur lachender Kacheln: eine Hülle unverschämter Reflexe, die die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte.

Zwei Monate nach seiner Ankunft hatte Batiste seine Acker kein halbes Duzend Mal verlassen, stets hockte er über

der Furche und berauschte sich an der Arbeit. Und das Geschöft Barrets bot einen heiteren und lächelnderen Anblick, als zur Zeit des alten Pächters.

Zuerst hatten sich die Nachbarn, als sie die Fremden ihr Lager in der verfallenen Baracke aufschlagen sahen, mit einer Ironie über sie lustig gemacht, die eine dumpfe Wut verriet. „Das war eine Familie, richtige Zigeuner, genau wie die, die unter den Brücken schlafen.“

Als dann Vater Lomba von Batiste an der Grenze der wieder bebauten Felder angehalten worden war, lieferte dieses Vorkommnis einen neuen Vorwand zum allgemeinen Zorn. Vater Lomba konnte also nicht mehr seine Schafe dorthin führen, nachdem er zehn Jahre lang die friedliche Nutzung dieser Weide gehabt! Von der Berechtigung der Weigerung sprach man kein Wort und ebensowenig, daß der Grund und Boden bebaut war; man sprach nur von den Rücksichten, auf die der alte Schäfer ein Unrecht hatte, ein Mann, der in seiner Jugend die Franzosen roh gefressen hatte, der vielerlei Dinge gesehen und dessen durch halbe Andeutungen und unzusammenhängende Ratschläge zum Ausdruck gebrachte Weisheit den Leuten in den Hütten einen abergläubischen Respekt einflößte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Sensationsbücher.*)

Die Verfasser von „Jörn Uhl“ und „Briefe, die ihn nicht erreichten“ haben neue Bücher herausgegeben, und sofort war die Resonanz an der Arbeit und erhob ihren Lärm. Exemplare und Auflage-Zahlen, Zahlen, noch vor dem Erscheinen. Und die Presse, die an dem früheren Lärm so tapfer geholfen und an der Urteils-wirkung, die jeder Lärm mit sich bringt, so ein gut Teil Schuld trug, die muß nun gleich auch wieder ihr Horn ansetzen und blasen. Und da „Jörn Uhl“ und die „Briefe, die ihn nicht erreichten“, bei ihr so was ganz Unerhörtes geworden waren, etwas, das den Goethe beiseite schob und den Keller, und den Raabe, und den Eichendorff o tutti quanti, die muß sich nun wohl oder übel selbst recht geben — die Presse gibt sich ja niemals selbst unrecht — und muß wieder von den großen Erschlungen reden, von den einsamen Inseln vielleicht auch, auf denen man die ganze übrige Literatur vernichten kann, nur nicht gerade . . . usw. Sie wird alle Beziehungen und Auslösungen unseres modernen Lebens und Wesens in den neuen Büchern charakterisieren, Sehnsucht, helle Lebensfreude, Deutschtum und Luthertum, Selbständigkeit und Freiheit und — — — Eingeschorenheit. Sie wird vom Weibe sprechen, wie es sein soll, und vom Manne, wie er werden soll — und all den schönen Dingen aus Dorf und Stadt, Ruhe und Bewegung, Einsamkeit und Verkehr, mit denen man alles anfüllen und alles leer machen kann, mit denen man sich am Eigentlichen so fein und charaktervoll, so eigen- und feinsinnig vorbeistrideln kann. Und das Publikum. Nun ja, das kommt dann dem Verleger sein zu Hilfe und beweist, wie gebildet und fortschrittlich, wie instinkticher es ist und das Würdige zu wählen weiß, um es mit seiner Günst zu beglücken. Es muß gleich geagt werden: bei Frenssen ist es nur mit seinen Uebertreibungen, durch seine Uebertreibung, hereingefallen. Hätte es sich darin nicht selbst überlugelt, Frenssen war wenigstens ein Richtiger. Und nun ist's so weit, daß man ihn gegen sein Publikum verteidigen muß. Er verdient es wirklich nicht, daß es ihn so groß macht, denn er ist nicht so klein.

Wir wollen den Maßstab behalten und Freude haben. Es geht wirklich auch so. Die Beitzänge sind gar zu abstoßend und geschmacklos. Wenn Frenssen nicht groß ist, so ist er echt. Wenn er nicht bedeutend ist, so ist er ehrlich. Und der ist tapfer und fühlt Liebe. Liebe zu seinem Werke, Liebe zum Leben, Liebe zu sich selbst. Zu sich selbst im Sinne des Schaffens, des wahrhaft Schöpferischen, zu Wachstum und Verbollkommung, zu Klarheit und Rundung, zu einem Ganzen, darin sich ein Streben und Ruhen erfüllen kann. Er ist ein Wesentlichkeitsmensch — Respekt vor ihm! — und seine Kunst geht auf die Wesentlichkeit des Menschlichen — laßt auch Vorbildlichkeit daraus erwachsen! Er ist ein Suchender, er sucht sein „Hilligenlei“, sein „heiliges Land“. Er tut es nicht in einer Kolombus-Wagfahrt — aber er liest Kunde davon aus dem nahen Leben! Aus dem Einfachen, Schlichten, Geraden, Hellen. Aus dem Natürlichen. Aus dem Selbstsicheren, Bewurzellen, Festgewachsenen. Da tut er uns öfter den Blick auf zu dem Hilligenlei, das wir alle suchen, das wie ein großer Sehnsuchtsort, in stillen Verschwiegenheiten bald, in triumphierenden Dominanten wieder, durch unser Leben klingt. Schön ist das dann, wenn sich das nahe und wirkliche und alltägliche

*) „Hilligenlei“. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — „Der Tag Anderer.“ Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“. Berlin, Gebr. Paetel. —

Leben, das nichtsagende Geschehen, das natürliche Tun, die freie, unbefangene Sprache der Leidenschaft, der Liebe und Freundschaft, des Genießens und der Hingabe, wenn sich der einfache Mensch, der tätige oder grübelnde Mann, die begehrende oder entlagende Frau, zu Heiligem verklären. Wenn der Alltag seine Evangelienheiligkeit gewinnt, wenn unsere größte Not und unser verwichenstes, wortlosstes Leiden eine Kreuzigung für dieses Evangelium und unser rückhaltloses Glück eine Himmelfahrt für es werden, dann wird seine „Hilgenlei“ auch das unsere. Aber dann — dann fängt die Enge an. Oder richtiger — die Einseitigkeit. Der Pastor löst den Dichter ab. Das Leben wird auf einen Sinn, auf einen Gedanken hin — und zu ihm hinaus — gesehen. Die Enge zu einem allgemeinen Lebensstimm wird fühlbar. In dem besonderen Sinn, der durchgeführt ist, ist freilich alle Weite. Dem Pastor muß man lieb haben. Er hat ein Herz. Es hat den Dichterpuls. Es hat den Drang zum vollen Nehmen und zum vollen Geben. Und er hat Zukunftsglauben. Wir haben den literarischen Pastor erlebt, der in das Extrem des Jynismus verfiel, Zigaretten rauchte und das Heilige beipunkte. Wir haben den Frömmel erlebt, der seinem dünnen Gefühlsleben große Worte anhängte, daß ihm die faden Maulaffen nachliefen und seinen Dilettantismus für große Kunst erklärten. Wir lernen in Frenssen den Pastoren kennen, der sich vom Pastor freimacht, um erst recht Pastor zu sein. Und ich glaube, ich gehe nicht irre, wenn ich aus seinem Werk zu hören glaube, daß ihm selbst — der Pastor noch vor dem Dichter steht. Willentlich oder unbewußt, der Artung seiner Natur folgend. Und das ist's, worin die dichterische Enge zu finden ist, in der sie begründet ist. Man hat eine vorwiegend gedankliche Freude an „Hilgenlei“. Oder richtiger: man kommt häufig durch den Genuß des Gedanklichen — in das alle Liebe, alles Begeistertsein, alle Energie des Verfassers einfließt und sich auflöst — erst zum Genuß des Gestaltlichen. Ich sage absichtlich nicht des Dichterischen. Weil durch das Fließende in aller Kunst hier eine scharfe Trennung falsch und ungerecht wäre. Und hier darf man Vergleiche herholen — Goethe, Raabe, Keller. Absichtlich diese drei Namen. Ich will mit ihrer Nennung Beziehungen herführen, die den Dichter, den Inhalt, das Spezifische in uns als Produkt unserer Zeit, gewisser Strömungen, Wandlungen und Sehnsüchte enthalten sollen. Ich will damit Frenssen nicht ungerecht werden. Von vornherein habe ich das Begrenzende des Maßstabes betont. Aber deutlich kann man mit ihnen machen, wie all das, was mit diesen drei Namen für den Dichter als Persönlichkeit, für den Inhalt seiner Schöpfung, für die spezifischen Werte dieses Inhalts als Lebensgefühl zu uns, den Aufnehmenden, ausgedrückt werden könnte, einen Einwurf erleiden muß. Wie gestaltet sich das Grüne-Heinrich-Sehnen aus sich selbst? Wie wächst sich die krause Raabe-Originalität aus inneren Notwendigkeiten aus? Wie werden Goethes suchende Gedanken lebendige, findende Gestalten? Damit ist, glaube ich, das Eigentliche verüht. Trotz aller vorbereitenden und hohen, anerkenntniswerten Bemühungen zum Bewachensein, es bleibt das Hineinlegen in die Gestalten von „Hilgenlei“ durch den Dichter fühlbar. Bei Goethe spricht das Inhaltliche im geistigen Sinne aus den Gestalten — bei Raabe gehört es trotz manchen Einstopfens ganz zu ihnen — bei Keller wird es im Fühlen mit ihnen eins; bei Frenssen spricht es durch sie. Das Mittlere bleibt fühlbar. Nicht nur etwa in Kai Jans, der das Leben Jesu schreibt und selbst ein Jesusleben führt und ein Jesus ist — selbst auch bei Pe Dntjes Lau und bei den Vojelindern, bei Jans Vater und bei Beddertopp — und dann schlägt es manchmal ins Komische geradezu um und setzt mindestens eine wunderliche Weltfremdheit in die nächsterne Realität, wie zum Beispiel, wenn Vater Jans und Pe Dntjes die Dachpappfabrik suchen gehen.

Und dennoch — was das Ganze verklärt, das ist der Glaube, der vom Herzen kommt, der Glaube, der herzlich geworden ist. Und ist die Natur. Ihre Liebe, ihr Genesen, ihr Glück. Die wie eine Wiederkehr, eine Wiedertaufe in den Menschen wirkt, zu einer schöneren Menschwerdung. Ein Schlüssel zum Schloß der Herzen — ein Tor, weit offen, für alles Schicksal. Aller Utopismus findet seine Berechtigung in ihr. In ihr ist Frenssen vollkommen und meisterhaft. Man sollte die Schreier fernhalten von Frenssen, die Waschweiber und Schnattergänse, die ihre Sensationen haben wollen, um sich bei ihren Unterhaltungen mit Literatur drapieren und ihre Oberflächlichkeit mit Interesse maskieren zu können. Ich kenne den Pastor Frenssen nicht. Aber seinen Büchern nach ist er kein lauter Mann. Und mir scheint, er will mehr als Lautheit. Er ist ein ehrlicher Sucher und Ringer — und wer das ist, fordert es auch von den andern. Wir wollen ihn ehren und hören, das ist mehr als Verhimmelung. Und nicht um mehr und ihm.

Die Wirkung des zweiten Sensationsbuches verstehe ich nicht. Es ist kein gutes Buch. Es ist nicht einmal ein direkt schlechtes Buch. Es ist nur grausam oberflächlich. Ja, es ist albern. Es ist mit Diplomatenfauce serviert. Schmeckt die so sehr? Es hat Knallbonbons, ins Sternenbanner eingewickelt. Ist das das große Entzücken? Ihr zieht daraus ein artig Vomnot, etwa: „Es ist nur Geschehen, daß auf dein Glück der Reiz der Anschauungsart anderer gefallen ist, und davon kann sich dein Glück nie mehr erholen, daran muß es sterben.“ Du süße Geistesdummheit — spielen die Leute Blindeluh mit so netten Badsüßchen? Ach, laßt mir meine Ruh, was geht mich der faule Zauber dieser präziösen egotischen Kuliffentwelt an. Ich bin ein ganz

und gar respektvoller Mensch, wo ich spüre, daß man mir blauen Dunst vormacht. Denn ich habe den höchsten Respekt vor allem, in dem die innere Notwendigkeit des schaffenden Ausglühens ist. Den hab' ich bei Frenssen. Der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“, will ich gar nichts nehmen. Es war immerhin Erklärliches im Erfolg ihres ersten Buches. Aber das zweite Buch, das mit diesem Erfolg spekuliert, das ist wahr und wahrhaftig nichts. Das ist nur Mache. Die Mache in der ersten Novelle hat auch noch dazu die unausstehliche Unart, beständig den Titel „Der Tag Anderer“ im Laufe der Erzählung zu unterstreichen. „Hilgenlei“ verdient die Sensation nicht, es ist zu gut dazu. „Der Tag Anderer“ ist sie nicht wert, es ist nicht einmal schlecht genug dazu. Es ist nur Voudoir, „große Welt“, Amerikanismus, Billigung. Und es ist gähnend gleichgültig. Ich kann nicht anders, ich muß das so hart sagen. Denn es ist wahr. —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

a. Mittelalterliche Ratsweisheit. Daß sich im Mittelalter Obrigkeit und Polizei auf das eifrigste um die den Arbeitern und Dienstboten zu zahlenden Löhne kümmerten, wäre sehr zu begrüßen gewesen, wenn dabei die Absicht vorgewaltet hätte, auch dem Arbeiter von Obrigkeit wegen einen angemessenen Lohn zukommen zu lassen. Dies war aber durchaus nicht die Absicht der vielen uns überkommenen Lohnzagen. Im Gegenteil, die obrigkeitliche Staatsmaschinerie wurde nur zu dem ausgesprochenen Zweck in Bewegung gesetzt, die den Arbeitern zu zahlenden Löhne auf dem denkbar niedrigsten Standpunkte zu erhalten und allen denjenigen mit schweren Strafen zu drohen, die sich etwa einsacken lassen sollten, mehr zu geben oder mehr zu verlangen, als die absolute Notwendigkeit zur Lebenserhaltung es erforderte.

Nicht alle Lohnzagen tragen diesen ausgesprochenen Zweck so offen an der Stirn wie diejenigen, die der Rat der freien Stadt Dortmund in den Jahren 1628 und 1686 erließ. Dieser machte aus seinem Herzen durchaus keine Mördergrube. So erklärte er 1628: „Ein wolachtbarer Rath dieser des Heil. Reiches Stadt Dortmund gebietet; demnach seither große Unordnung bei dem Arbeitslohn und dessen eigenwillige Steigerung vorlauffen, daß nun hinfürder biß auf fernere Ordnung die gemeynen Arbeiter und Tagelöhner dieser Stadt vor nachgelegten und bestimpten Taglohn bei Poen von 5 Mark Brächten, deren Halbscheid die Uebertreter, so mehr fürdern, die andere Halbscheid so mehr ausgeben, ohnseßbar zu erlegen, arbeiten und dienen sollen.“

Damit aber niemand von den städtischen Arbeitsflößen sich etwa einsackeln lassen sollte, durch Flucht oder Auswanderung sich der städtischen Bedormundung zu entziehen, bestimmte der Rat gleichzeitig ferner: „Und im Falle einer oder der andere um höheren oder mehreren Verdienstes willen an anderen Orten außerhalb dieser Stadt und Gebiete zu arbeiten sich begeben würde, daß derselbe damit seine Bürgerchaft verwirft, sein Weib und Kind ihm nachgeschickt (d. h. ausgewiesen werden würde), er auch nicht wiederum zugelassen (d. h. zum Bürger) werden solle.“

Nach den Lohnzagen von 1628 und 1686 sollten erhalten „Maurer oder Zimmermeister mit Kost 1628 2 Stüber 6 Pfennige, 1686: 4 Stüber. Ohne Kost 1628: 8 Stüber, 1686: 9 Stüber. Maurer- oder Zimmernechte mit Kost 1628: 2 Stüber 3 Pf., 1686: 3 Stüber 6 Pf., ohne Kost 1628: 7 Stüber 6 Pf., 1686: 8 Stüber. Gemeine Arbeitsleute pro Tag mit Kost 1628: 2 Stüber 3 Pf., 1686: 3 Stüber 6 Pf. Ohne Kost 1628: 6 Stüber 6 Pf., 1686: 7 Stüber. Drescher, von einem Nachtwerk mit Kost 2 Stüber, wenn sie Nacht und Tag dreschen mit Kost 1628: 2 Stüber 6 Pf., 1686: 3 Stüber 6 Pf. Ohne Kost 1628: 7 Stüber 1686: 7 Stüber. Drescherinnen, wenn sie Nacht und Tag arbeiteten, erhielten mit Kost 1628: pro Tag 2 Stüber, ohne Kost 6 Stüber, ohne daß sich der Lohn bis 1686 irgendwie erhöhte. Dabei mußten sie morgens um 3 Uhr anfangen, dies war die ortsübliche Arbeitszeit, und dann bis Sonnenuntergang arbeiten. Wahrhaftig eine unmenschliche Ausbeutung. Und doch war diese den Arbeitgebern noch nicht lang genug, denn 1768 mußte der Rat den früheren Arbeitsbeginn als 8 Uhr morgens verbieten. Bei dieser entseßlichen Arbeitszeit erlaubte der Rat nur, daß ihnen als Kost des morgens eine Schüssel Kochweise mit einer Schmitze Brot oder für das Brot sechs Pfennige gegeben würde. Zu trinken durften sie täglich nicht mehr wie zwei Quart, wohl Bier, verlangen.

Als auch in dem kleinen westfälischen Aderstädtchen Dortmund, denn soweit war die stolze Reichsstadt herabgeunken, sich der Kaffee- und Teegenuß ausbreitete, hatte der Rat in seiner unerforschlichen Weisheit nichts Eiligeres zu tun, als diesen Genuß für alle Arbeiter auf das strengste zu verbieten. Er gab darüber im Jahre 1766 folgenden diktatorischen Erlass: „Es wird nemlich ernstlich von nun an allen Handwerkern, Tagelöhnern, Dienstboten, Bauern und übrigen Personen geringen Standes der fernere Gebrauch des Thee's oder Kaffee's bey 5 Reichsthaler unmachtfähiger Strafe gänzlich verboten. Und soll von dieser Strafe keiner dieser Leute, unter welchem Vorwande es auch immer seyn möge, befreiet werden mit Ausnahme auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses, zweites wird ferner allen Einwohnern dieser Stadt, weß Standes und Würden dieselben auch seyn mögen, bey 10 Goldgulden Strafe untersaget, so wenig ihrem Dienstvolke, als wenigen

benen zur Handarbeit bedingenen Tagelöhnern oder Weibern Thee oder Kaffee reichen und schenken zu lassen, diesen aber unter vorberührten Strafen von 5 Reichsthalern anbefohlen, solchen nicht anzunehmen, sondern vielmehr die contravenirenden Herrschaften, wobei sie dienen, dem Herrn Camerario anzuzeigen, da ihnen dann für diese Anzeige, wenn selbige gegründet befunden wird, sofort zwei Reichsthaler aus der Kammerey gezahlet werden soll. Einer gleichen Belohnung soll drittens ein jeder andere Denunziant, welcher einen Contravenienten anzeigt, sich zu erfreuen haben, hingegen aber viertens derjenige, welcher solche Anzeige unterlässt, mit der nemlichen Strafe wie der Contravenient selbst, begelegt werden“.

Diese Ratsweisheit mit Denunziationenzwang spricht für sich selbst!

1767 erließ der Rat ein Verbot für An- und Verkauf von gebranntem Kaffee. Ungebrannt sollte nur pfundweise verkauft werden. Jede Kaffeeschuld war ungültig, das zum Trinken verwandte Kaffeesgehirn versiel der Konfiskation. Jede Uebertretung aber dieses unnatürlichen Verbotes zog 10—60 Reichsthaler Strafe nach sich, ohne natürlich im geringsten den Siegeszug des Thees auch in Dortmund aufzuhalten. —

t. **Asiatische Wunderpflanzen.** Julius Caesar Scaliger, einer der Gelehrten an der Wende des Mittelalters, die sich durch eine fast ungläubliche Vielseitigkeit auszeichneten, hat neben philologischen, philosphischen, ästhetischen und medizinischen Schriften auch einige naturwissenschaftliche Bücher mit Anlehnung an die Vorbilder des Altertums geschrieben, vornehmlich über Pflanzen. In einer dieser Veröffentlichungen ist von einer sonderbaren Pflanze aus Asien in folgenden Worten die Rede: „Im Gebiete der Tataren säen die Bewohner des Landes einen Samen, der dem Samen der Melone gleicht, abgesehen davon, daß er nicht so lang ist. Daraus entsteht eine Pflanze, die man Boramek, d. h. Lamm, nennt, weil ihre Frucht ganz die Gestalt eines Lammes besitzt. Diese Pflanze wächst fast bis zur Höhe von drei Fuß. Die Frucht hat Füße, Nägel, Ohren, einen ganzen Kopf mit Hörnern, genau wie sie bei einem Lamm zu finden sind. Indes entstehen an der Stelle, wo die Hörner sein müßten, nur zwei Büschel Haare, die jene eben ziemlich gut vertreten. Sie ist bebedt mit einer Art dünnem und zartem Feder, woraus die Tataren sich Wägen bereiten. Das Fleisch der Frucht ist ebenso angenehm zu essen wie das Fleisch des Hummer. Wenn man in die Frucht hineinsieht, so dringt ein roter Saft hervor, von dem sie herum wachsenden Kräutern, gerade wie ein Schaf auf einer fetten Weide. Wenn die benachbarten Kräuter verzehret sind, trocknet der Boramek aus und stirbt, und was der Gipfel des Wunders ist, die Wölfe sind auf dieses Pflanzenlamm höchst verfahren und suchen seiner habhaft zu werden und es zu verschlingen, während andere fleischfressende Tiere es mit völliger Gleichgültigkeit betrachten.“ Erasmus Darwin hat in einem Gedicht, das von der Liebe der Pflanzen handelt, das „Tatarische Lamm“ besonders schmeichlungsvoll besungen: „Der Kälte des Nordens trohend, läßt der scythische Boramek sein prächtiges Laub über den Schnee erglänzen; mit seinen gegabelten Füßen an die Erde geheftet, wendet er sein Haupt nach allen Seiten. Er schmilzt mit seiner Junge das Eis um sich herum und weidet das grauliche Moos und den rauhen Thymian ab. Das Pflanzenlamm scheint mit seinen Augen seine Mutter zu suchen und sie mit zartem Winken zu rufen. Das dicke Wief, mit dem es bekleidet ist, schützt es vor den Angriffen des Winters.“

Dies sonderbare Naturgebilde, bei dessen Schilderung wohl jeder sich an die Akrainwurzel erinnert, ist auch nur eine solche merkwürdig gestaltete Wurzel und zwar die eines Farnekrautes, dessen Blätter als höchst wohlwärmend bezeichnet werden. In der Wissenschaft hat die Pflanze den Namen Dicksonia Boramek erhalten. Der Hauptstod wächst aus der Erde heraus und ist mit einer Art von goldfarbigem Flaum bedekt. Die Einwohner Innerasiens pflegen der Pflanze den Hauptstiel und alle anderen bis auf vier abzuschneiden, die man über dem Wurzelstod stehen läßt. So entsteht eine Gestalt, die einige Ähnlichkeit mit einem Lamm besitzt, indem die vier stehengebliebenen Stummel von Blattstielen die Beine andeuten. Wenn die Wurzel herausgenommen und umgekehrt aufgestellt wird, so ist das Lamm fertig. Wie der „Cosmos“ berichtet, besitzt das Naturhistorische Museum in Paris einen solchen Boramek. Noch eine andere Pflanze ist oder war von den Asiaten sehr gesucht, aber der Sage nach wächst sie nur an Orten, die der Mensch nicht auffinden kann. Der einzige, der sie kennt, ist der Specht. Man v. viel daher auf folgendes geniale Mittel. Man sucht einen Baum, in dem ein Specht sein Nest hatte. Wenn der Vogel aufgeschlagen war, verschloß man die Oeffnung mit einem Brett. Der bei der Wiederkehr enttäuschte Vogel dann nach Osten und lehrte gegen Abend mit einem Stüd Blatt wieder, das er zwischen das Brett und den Launstamm steckte. Nach einer Viertelstunde löste sich dann das Brett mit dem hineingeschlagenen Nagel von selbst, und die Aufpasser benutzten sich des kostbaren Blattes, mit dem man angelich jedes Eisen durchschneiden kann. Vielleicht die merkwürdigste aller Pflanzen ist eine dritte, die über die Zauberkräft verfügt, Knochen derart aufzuweichen, daß, wenn man davon gegessen hat, man sich nicht mehr auf den Beinen halten kann. Ein Kind, das von der Pflanze gegessen hat, kann nicht mehr gehen und seine Knochen sind derart erweicht, daß die Beine sich biegen wie eine Weidenrute. Das einzige Mittel gegen diese furchtbare Wirkung ist, daß man dem be-

treffenden Menschen oder Tier von den Knochen eines Tieres ein gibt, das nach dem Genuß jenes Krauts gestorben ist. Anderenfalls ist jedes Wesen, das von der Pflanze gegessen hat, dem Tode verfallen, denn auch die Zähne erweichen sich derart, daß die Möglichkeit der Ernährung aufhört. An diesem Märchen ist am meisten die angebliche Heilung der zuletzt geschilderten Krankheit beachtenswert, weil sie etwas an die Serumbehandlung erinnert, z. B. an die Impfung derer, die von Schlangen gebissen sind, mit dem betreffenden Schlangengift, der von toten Hunden Gebissenen mit dem Gift der Hundswut usw. —

hr. **Ein merkwürdiger Fall von Dämmerzustand.** In letzter Zeit ist häufig von Fällen berichtet worden, daß Vermirrte nach längerer oder kürzerer Zeit wieder aufgefunden wurden, bei welchen als Ursache ihrer Entfernung von Hause eine krankhafte Störung der Geistesstätigkeit angenommen werden mußte. In diesem Zustande verließen sie ihre Angehörigen, wanderten ziellos umher und kamen erst nach kürzerer oder längerer Zeit zur Bestimmung ihrer Lage. Diese Form der Verwirrtheit findet man sehr häufig bei Epileptikern und Hysterischen, der krankhafte Wandertrieb ist dann als Ausdruck der krankhaft veränderten nervösen Konstitution anzusehen. Zahnsucht bei Soldaten, namentlich wenn sie scheinbar ganz unweit ist, gehört auch öfters in diese Kategorie. Oft ist das Verhalten der kranken Wanderer ein derartiges, daß sie ihrer Umgebung nicht weiter auffallen, manchmal werden sie aber als Geistesranke erkannt und kommen mit den Geistes oft in ernstlichen Konflikt. Ueber einen solchen Fall berichtet Dr. Mörchen in der „Monatsschr. für Psychiatrie“; dieser Fall ist deswegen besonders interessant, weil er zeigt, daß solche Menschen in Wahrheit oft ein doppeltes Leben führen. Dem der Patient, ein junger Mann von 26 Jahren, war ein fleißiger, solider und nüchternen Mensch, so lange er gesund war. Wenn er aber von seinem krankhaften Wandertrieb befallen wurde, dann wurde er unsolide, verschwenderisch, ein Trinker. Die Anfälle traten mit dem 22. Lebensjahre auf und hinterließen keine Erinnerung. Der Kranke wurde nach zwei bis vierzehn Tagen in den Straßen einer fremden Stadt gefunden und erwachte dann wie aus einem langen Schlafe. Je länger die Krankheit bestand, desto größer wurden die Wanderungen. Zuletzt dauerten die Anfälle mehrere Monate, und während einer solcher Wanderung verübte der Kranke Diebereien und Verrückereien, die den Stempel der planmäßigen Ueberlegung derart trugen, daß man den Kranken erst für einen abgefeimten Gauner hielt. Im Gefängnis erlitt er jedoch einen Tobjuchtsanfall, so daß bald nicht mehr zu bezweifeln war, daß man es mit einem Geistesranke zu tun hatte. Die Wichtigkeit derartiger Fälle für die gerichtsarztliche Beurteilung liegt auf der Hand. —

Humoristisches.

— „Schlechte Ernte. Neue Stüde habe ich dieses Jahr noch gar keine zu sehen bekommen. Zu den Premieren kriegt man nie Willette, und zweimal wird das Zeug nicht aufgeführt.“ —

— Sie kann keine Wägen sehen. In einem Ostseebade hat sich auch eine nicht mehr ganz junge Engländerin eingefunden, die bei einem alten Schifferhepaare Wohnung nimmt. Am anderen Morgen findet sie früh die Wirtsfrau beim Waschen. Vor dem Hause blähen sich schon allerlei gereinigte Kleidungsstücke im Winde. „Was hängt dort?“ fragt die kurzschichtige Engländerin auf eine Waschleine deutend, an der mehrere Stüde hängen. „Das sind die Wägen von meinem Mann.“ — „O schooking“, kreischt die Tochter Albions auf, als ihr die Bedeutung der fremden Worte klar wird. „Nehmen Sie das weg. Ich laun keine Wägen sehen.“ Und wirklich, sie ruht nicht eher, als bis die flatternden Wäschestüde in den Garten hinter's Haus verbannt sind.

Am Nachmittage fragt ein Herr nach der präden Miß. „Ja, die Miß wohnt hier“, entgegnete die Alte, „aber so kommen Sie nicht zu ihr.“ — „Was heißt nicht so?“ forcht der Fremde. „So nicht“, erklärt bestimmt die Alte, da müssen Sie erst Ihre Wägen ausziehen. Das Fräulein laun keine Wägen sehen.“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Unter den in den letzten Tagen in Warschau Verhafteten befindet sich auch Genosse Jeroszewski, der achtzehn Jahre als Verbannter in den rauhesten Gegenden Ost-Sibiriens gelebt. Er schreibt unter dem Namen R. Bagrynowski. Seinen Roman: „Die Flucht“ haben wir im vergangenen Jahre veröffentlicht. —

c. In Rom ist ein bibliographisches Bureau gegründet worden. Es vermittelt auf Anfragen einen Bericht über das Vorhandensein bestimmter Manuskripte und Dokumente, unter Umständen auch Abschriften und Photographien. Direktor ist Enrico Celani. —

— Das Kleine Theater hat Frank Wedekinds Schauspiel „Marquis von Keith“ erworben und wird es im nächsten Monat zur Aufführung bringen. —

— Karl Hauptmanns tragisches Verschauspiel „Die Austreibung“ hat bei der Uraufführung im Lobe-Theater zu Breslau verlag. —

— Die nächste Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes wird 1906 in Weimar stattfinden. —